



I.

Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke.*

Weß das Herz voll ist, deß fließt der Mund über! Es ist Heinrich von Treitschke, über den ich heute vor meinen verehrten Kollegen und lieben Kommilitonen ein Wort sagen möchte. Nur ein Wort der Erinnerung, denn wer wollte, wer könnte den Lebensgang dieses Mannes und sein Werk in einer Spanne Zeit, wie sie mir zugemessen ist, erschöpfend darstellen? Er ist nicht nur eine Größe in der Geschichte seiner Wissenschaft, sondern in der Geschichte Deutschlands. Wie der Dichter einst dem kaiserlichen Feldherrn zurief: In deinem Lager ist Österreich! so kann man vom Verfasser der deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert sagen: In seiner Brust schlägt das Herz des wieder erstarkten deutschen Volkes! Er war eine Erscheinung und ein Ereignis.

Als die Nachricht von seinem Tode Freund und Feind erschütterte, wurden die Verdienste des Gelehrten wie des Patrioten in zahlreichen Denkschriften gewürdigt. Doch auch dieser mein später Nachruf wird nicht verspätet, geschweige denn der letzte sein.

Es drängt mich, von dem Dahingeshiedenen an dieser Stelle zu sprechen, nicht nur weil es mir vergönnt gewesen, ihm in seinen letzten Lebensjahren näher zu treten, nicht nur weil mir sein Werk als die glänzendste Leistung deutscher Geschichtschreibung gilt, in der — um ein Wort Treitschkes auf ihn selbst anzuwenden — „die beiden höchsten Aufgaben des Geschichtschreibers, die künft-

* Festrede, gehalten beim Stiftungsfest der Universität München am 25. Juni 1898.

lerische und die wissenschaftliche, in Eins zusammenfallen,“ — ich halte die Betrachtung dieser Persönlichkeit auch in erziehlichem Sinne für besonders erspriesslich. Meine lieben Kommilitonen! Treitschkes Leben war Mühe und Arbeit, Kampf und Prüfung, und doch ein harmonisches, fruchtbares, schönes Leben. Von siegreichen Streitern sprechen hören, bestärkt uns in der Lebensfreude, und diese, meine jungen Freunde, ist und bleibt das höchste der irdischen Güter.

Und eins noch. Ich bin Bayer, treu ergeben dem Wittelsbachischen Fürstenhause. Ich konnte mich also mit dem politischen Glaubensbekenntnis Treitschkes nie befreunden. Treitschke wollte den deutschen Einheitsstaat. In seinen letzten Lebensjahren war er in seinen Forderungen nicht mehr so schroff, doch früher galt ihm die Schöpfung des Einheitsstaates als das Wünschenswerteste und Notwendige. In einem Briefe an Gutschmied vom 16. November 1864 erklärt er es für eine Schande, daß von den vielen tausend Deutschen, die der gleichen Anschauung huldigten, keiner den Mut habe, sich laut und offen dafür zu erklären. „Da ich außer meinem Vater keinen Menschen kenne, vor dem ich mich zu genieren brauchte, so habe ich für meine Pflicht gehalten, über diesen Kardinalpunkt frei von der Leber weg zu reden.“ Er gedenkt eines Bildes von Camphausen, das in seinem Arbeitszimmer hängt und die Schlacht von Hohenfriedberg darstellt. Im Vordergrund des Gemäldes ist ein sächsischer Grenadieroberst als Gefangener, sind erbeutete Pauken mit dem kursächsischen Wappen zu sehen. „O Freund!“ ruft Treitschke aus, „wann werden diese gesegneten Tage wiederkehren!“

Da kann ich nur rufen: Ein solches Hohenfriedberg — niemals! Und ich kann mich für meine Auffassung deutscher Politik auf den treuen Eckart Preußens, den Baumeister des Deutschen Reiches, Fürst Otto Bismarck, berufen.

Doch wir haben auch im politischen Gegner die ehrliche Überzeugung zu achten, und wer möchte diese Treitschke absprechen?

Ich breche davon ab, denn für politische Erörterungen ist

hier nicht der Platz; nur von der wissenschaftlichen Arbeit Treitschkes soll die Rede sein, und dafür hat ihm jeder Deutsche höchsten Dank zu zollen. —

Nicht nur der deutsche Gelehrte, der Deutsche überhaupt verlangt auch für den Genius registermäßige Einordnung. Ein scheinbar pedantischer Zug, der vom Ausländer verspottet wird, der aber doch wohl mit der heilsamen germanischen Ordnungsiebe zusammenhängt.

In methodologischem Sinne war Heinrich von Treitschke kein Bahnbrecher. Er selbst zählte sich unumwunden zu den Forschern, die im Geiste Ranke's fortwirkten, d. h. er gehört der historisch-politischen Schule an.

„Historisch-politische Schule und kulturgeschichtliche Forschung streiten, wenn nicht um die Alleinherrschaft, so doch um gegenseitige Abgrenzung. Als Erkennungszeichen aber hat sich in diesem Kampfe anfangs das Feldgeschrei: hie Staatengeschichte, hie Kulturgeschichte erhoben. Es bedeutete die klare Erkenntnis der auf dem Gebiete der geschichtswissenschaftlichen Entwicklung historisch gegebenen Gegensätze.“ So Karl Lamprecht. Sind es aber wirklich unveröhnliche Gegensätze? So gewiß der Staat ein Unterbegriff der Kultur ist, so gewiß ist er von allen weltlichen Dingen dasjenige, er allein dasjenige, auf das niemals das *οὐδὲν πράγμα* angewendet werden kann.

Am Ende ist die Wirkung einer That, eines Ereignisses das Entscheidende. Wenn wir Entschluß, That und Folge betrachten, was kann sich an Größe und Bedeutung mit dem Waffengang eines Volkes messen? Der Krieg soll nach moderner Anschauung allerdings nur kulturfeindlich sein. Allein vom Irridentisten Machiavelli bis zum Arbeiterapostel Lafalle erhofften alle scharfsinnigen Köpfe die Erfüllung ihrer Wünsche, den Sieg ihrer Ideen von den Waffen. „E quelle armi sono pietose!“

Buckle hat gesagt, man thäte besser daran, die Lebensgeschichte des tüchtigsten Londoner Hutfabrikanten zu studieren, als die Geschichte eines Karls XII. oder Napoleons I., die nur durch Massen-

mord und Menschenvertilgung einen düsteren Ruf erworben hätten. Seitdem schwören alle Hutmacher auf Buckle. Viele Jahre früher schrieb Balzac in der Vorrede zu „La comédie humaine“: „Wenn man die trockenen und widerlichen Register liest, welche die Geschichte genannt werden, bemerkt man, daß die Schriftsteller in allen Ländern und zu allen Zeiten es vergessen haben, uns die Geschichte der Sitten zu liefern.“ Das harte Urteil des Romanciers läßt sich aus seiner Unkenntnis der Geschichtslitteratur erklären. Indes, er kannte doch Voltaire. Auch der schon zog Religion und Sitte, Wissenschaft und Finanzen in den Kreis der historischen Betrachtung. Sein Schüler, der Preußenkönig Friedrich, folgte diesem Beispiel. Und haben nicht auch die bedeutendsten Historiker unseres Jahrhunderts die Entwicklung der Kultur, d. h. Fortschritt oder Niedergang des Wohlstandes und der Gesittung, immer berücksichtigt? In Macaulays Geschichte der englischen Revolution kommt auch das Wohl und Weh, das Dichten und Trachten des Londoner Hutmachers zur Sprache.

Und auch in diesem Punkte steht Treitschke hinter Maucaulay nicht zurück. Wie anschaulich tritt z. B. in Treitschkes Aufsatz „Die Republik der vereinigten Niederlande“ das gesamte niederländische Volksleben vor unsre Augen! „Unsre Geschichte,“ äußert er in seinem Begleit Schreiben zum ersten Bande jener Essays, „ist nicht mehr enthalten in den Werken der Dichter und Denker, aber auch der würde nur ein Zerrbild des deutschen Lebens geben, wer bloß zu berichten wüßte von den Landtagen und den Wandlungen der Volkswirtschaft. Die Wechselwirkung der wissenschaftlichen, der künstlerischen und der staatlichen Arbeit bildet einen wesentlichen Charakterzug der Übergangszeit, darin das heutige Deutschland steht. Wer sich nicht ein selbständiges Urteil zutraut über diese verschiedenen Zweige des Volkslebens, soll seine Hand lassen von unsrer neuesten Geschichte.“ Auch in seiner Deutschen Geschichte hat er unsrer Kultur ein Denkmal errichtet. Die Verwaltung ist ihm ebenso wichtig, wie die Verfassung. Er sieht in jeder Thätigkeit eine symptomatische Äußerung des Nationallebens. Nicht nur

die Fürsten, die Feldherren und Staatsmänner, Gelehrte und Künstler werden Fleisch und Blut, das ganze Volk lebt vor uns auf! Wenn ein empfänglicher Mensch Thiers' Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs liest, wird er Napoleon, seine Generale und Soldaten bewundern; ein Mann mit aufrichtiger Seele wird nach der Lektüre Treitschkes das deutsche Volk lieben.

Schließlich ist es nur eine Doktorfrage, zu welcher Schule Treitschke gehört hat; jedenfalls ist er ein Meister und hat die Nation zu seinen Füßen. —

Wie lebendig steht er vor meinen Augen! Reckenhaft, ungeschlachtet an Gestalt, mit schon ergrautem, aber noch vollem, widerborstigem Haar. Ein energisches Gesicht mit ruhig leuchtenden Augen. Eine tiefe, klangvolle Stimme, die, auch wenn sie donnerte, nicht theatralisch wirkte, denn kein falsches Pathos war in diesem Manne. Von seiner Rede wurde man sofort gefesselt, obwohl sie ihm nicht leicht von den Lippen floß. Wenn er, sonst schwerfällig im Gang und lässig in der Haltung, sich straff emporrichtete und mit wachsender Leidenschaftlichkeit mahnende, warnende Worte sprach, war man erschüttert. Er zwang die Herzen aller Hörer, weil „es ihm aus der Seele drang“.

Im Umgang war er bei allem Selbstbewußtsein und aller Würde eine liebenswürdige Persönlichkeit. Bei wissenschaftlichen Erörterungen und politischem Gespräch ganz bei der Sache, ernst, von unerschrockenem Freimut, — beim Becher nach alter Germanenart heiter und mitteilbar. Treu in der Zuneigung, unbestechlich im Haß.

So war Treitschke bei außerordentlichen Geistesgaben eine schlichte Natur. Ein ganzer Mann, verabscheute er ebenso die Rührseligkeit ungehärteter Herzen, wie jene Roheit des Gemüths, die mit Unrecht als Gelassenheit der Welterfahrenheit bewundert wird.

Deutsch in jeder Faser, war schon des Knaben Wahlspruch. Sogar auf den Staatsmann, den Treitschke in seinen Mannesjahren in Wort und Schrift als undeutschen Politiker grimmig geißelte, sogar auf Beust machte es tiefen Eindruck, als 1851 — in den Denkwürdigkeiten Beusts wird irrigerweise das Jahr 1849

genannt — bei einem Festakt der Kreuzschule in Dresden der Primaner Treitschke eine begeisterte Rede auf die deutsche Einheit hielt. Im Jahre 1851, als die vielmißbrauchten und doch so schönen Worte „Einheit und Freiheit“ fast unvermeidlich Strafe und Verfolgung nach sich zogen!

Nachdem er an verschiedenen nord- und süddeutschen Universitäten historische und staatswissenschaftliche Studien getrieben und in Göttingen den Dokortur erworben hatte, veröffentlichte er zwei Bändchen Gedichte, die größtenteils vaterländische Stoffe behandeln, von tadelloser Form — und doch keine Gedichte sind. Richard M. Mayer sagt in seiner Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert, dem wertlosen Gegenstück zu Gurlitts geistreicher Kunstgeschichte, Treitschke habe kein Dichter werden können, weil „seine Fähigkeit des Mit- und Einfühlens (!) zu sehr begrenzt“ gewesen sei. Dunkel ist dieser Rede Sinn. Klarer und kräftiger ist ein Wort Alfred Doves: Treitschkes Gedichten habe es gefehlt „an der inneren Freiheit schöner Kunst, jener unbewußten Empfindung, die beim echten Dichter den Eindruck unerklärlicher Eingebung macht und die eben nur aus der völligen Hingabe des Subjekts an den selbstgeschaffenen Gegenstand entspringt“. Auch ein Dramatiker wurde Treitschke nicht, trotzdem er selbst, wie Freytag mit seinem sicheren Blick für Menschen sagt, ein „dramatischer Charakter“ war; das unumgänglich notwendige „Moment der ästhetischen Abkühlung gegen das eigene Selbst“ lassen sein „Heinrich von Plauen“ und seine anderen dramatischen Pläne vermissen. Dagegen leuchtet hell aus seinen Essays wie aus seiner Deutschen Geschichte jene Poesie hervor, die ihm auch als Menschen selbst eigen war. „Seine Erzählung, noch mehr seine Schilderung sind vom Wiedersehen eines überaus reichen, immer erregten Gemüts mit poetischem Schimmer übergossen; der tiefe Atemzug seiner Rhetorik berührt uns nicht selten wie ein Ringen nach Gesang.“

1858 ging der junge Gelehrte nach Leipzig, wo er sich mit der Schrift „Die Gesellschaftswissenschaft“ an der Universität habilitierte.

Die Schrift kennzeichnet den Sturm und Drang des eifrigen Politikers. Der Staat ist ihm die einzige ethische Gesellschaft. Einzig das Gewissen seiner Bürger muß dem Staate unverletzlich sein, das formale Recht dagegen darf er, wie er es will und braucht, brechen, denn seine sittliche Aufgabe steht höher als das Recht. Nur darin, daß Treitschke die moralische Freiheit des Individuums anerkennt, entfernt er sich vom starren Staatsbegriff der Antike.

Roscher hat die Schrift ungünstig beurteilt; er vermißte darin nach Form wie Inhalt die Klarheit. Ein hartes, doch nicht ungerechtes Urteil. Indem Paul Bailleu die Studie über die Gesellschaftswissenschaft das Hohelied vom Staat und seinem sittlichen Verufe nennt, drückt er treffend das Für und Wider, Lob und Einschränkung, aus. Die Abhandlung ist ein Hymnus — nur zu sehr Hymnus. Man kann bei vollem Zielbewußtsein doch über das Ziel hinauschießen. Die patriotische Absicht verlockte den Verfasser in allzu blühende Rhetorik. —

In einer bescheidenen Leipziger Bierstube, im „Kiting“, wo sich eine Anzahl gefinnungsverwandter Schriftsteller ein paarmal in der Woche zu zwanglosem Meinungs-austausch versammelten, lernte der junge Dozent Gustav Freytag kennen; sie wurden Freunde und blieben einander ihr Leben lang herzlich zugethan.

Beide trugen ja den gleichen patriotischen Wunsch im Herzen und hatten das gleiche Ziel, Einigung der deutschen Stämme unter preußischer Ägide, im Auge; beide waren kleinstaatlichen Sonderbestrebungen, demokratischen Phrasen und klerikalen Machtgelüsten abhold, beide auch in der Politik Freunde, dennoch eben als Politiker durchaus unabhängige, ja verschiedenartige Persönlichkeiten. Freytag immer zurückhaltend, maßvoll, zu ruhiger Erörterung geneigt, Treitschke der heißblütige Krieger im Streit; Freytag den Grundsätzen seiner Schule, des englischen Liberalismus, bis an sein Ende getreu, eine Zierde des Bernhardt'schen Kreises, eine Stütze der koburgischen Propaganda; Treitschke für das Credo der Liberalen schon zu Anfang nicht begeistert, zuletzt demselben geradezu feind.

In den von Dove herausgegebenen Briefen kommen begreiflicherweise mehr die gemeinsamen Sympathien als die Gegensätze zum Ausdruck, aber Verstecken spielen die beiden Männer miteinander nicht, und so sind diese Schriftstücke ein willkommener Beitrag zur vollen Erkenntnis ihres Wesens und Wirkens, wie zum Verständnis der politischen Strömungen in der wichtigsten Epoche der deutschen Geschichte.

Bei dem jungen Treitschke waren die Feuerliebe zum deutschen Vaterland und der Glaube an Preußens deutschen Beruf unter den widrigsten Verhältnissen aufgewachsen. Der Vater, ein kenntnisreicher, allgemein geschätzter Offizier, fühlte sich von ganzem Herzen als Sachsen; ebenso galt ihm als unumstößlicher, unantastbarer Glaubenssatz, daß nur das Haus Habsburg zur Führung Deutschlands Beruf und Macht habe. In seinen Briefen an Freunde beklagte Heinrich mit ergreifenden Worten das Verhängnis, der Sohn eines Mannes zu sein, dem die „teutonische Sondertümelei“ heilig und unantastbar gelte.

Der Konflikt zwischen dem Vater Treitschke, dem treuen Diener der sächsischen Dynastie, und dem Sohne, der in der Vielstaaterei das Unglück Deutschlands erblickte, war wie ein Vorspiel des gewaltigen Dramas „1866“. Heute, da die deutschen Fürsten und Stämme verbrüderet sind, können wir jener Gegensätze mit Ruhe gedenken; damals erschütterten sie mit elementarer Gewalt die Gemüter. „Mein Vater ist aufgewachsen in der Stammesfeindschaft der alten Zeit, die wir Jüngeren kaum noch begreifen. Ihm ist zu Mute wie mir, wenn mein Sohn unter die Franzosen oder Dänen ginge; er sieht in Preußen einfach den Feind, den Todfeind, und die Götter wissen, daß die jüngsten Sünden hüben und drüben diese Bitterkeit nur vermehren können. Der alte Bruderhaß brennt wieder auf; bei manchen Äußerungen sehr verständiger Männer ist mir's, als hörte ich das Geschlecht des 30jährigen Krieges reden, und ich fühle lebhaft nach, was ein alter Herr empfinden muß, der die Teilung Sachsens miterlebt hat. . . . Kurz, die Zeitverhältnisse konnten nicht ungünstiger sein

für die Stimmung meines Vaters, und er gesteht, daß ihn seit dem Tode meiner Mutter nichts so schmerzlich berührt habe, wie mein Buch.“

1863 siedelte Treitschke nach Freiburg über, wo ihm eine außerordentliche Professur für neuere Geschichte in Aussicht gestellt war. Beim Abschied von Leipzig hielt Freitag im „Ritzing“ eine herrliche Rede, worin er die furchtlose Entschlossenheit rühmte, mit der der jüngere Freund jederzeit für sein politisches Glaubensbekenntnis eintrete, die Poesie, die in dem „*May Piccolomini*“ der kleinen Tafelrunde Fleisch und Blut geworden sei, die ebenso seltene wie bewundernswerte Vereinigung von Ethos und Pathos.

Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn hatte sich inzwischen mehr und mehr verschärft. Tragisch wurde der Zwist im Jahre des deutschen Bruderkriegs. Der Sohn glaubt im Kriegslärm das Mordio! des dreißigjährigen Krieges zu hören und hofft auf eine Vergeltung des Tages von Magdeburg; der Vater sagt sich schmerzbewegt, doch entschieden in einer öffentlichen Erklärung von dem Abtrünnigen los.

Ein Zug wahrhafter Größe ist es, daß Treitschke in dem Augenblick, da offen zu Tage trat, daß der von ihm verteidigte deutsche Cavour den Willen und die Kraft besitze, die heiß ersehnte Einigung durchzuführen, trotzdem Scheu trug, sich rückhaltlos an diesen Staatsmann anzuschließen, da er dessen politische Moral nicht in allem zu rechtfertigen vermöge. „In dem Augenblick, da ich den Ruf eines unabhängigen Mannes verliere, geht meiner Feder jede Kraft verloren.“ Bismarck selbst ehrte, wie sein Brief vom 11. Juni 1866 beweist, die „grundsätzlichen Bedenken“ des Historikers, sah aber den Gegensatz, den dieser zwischen innerer und äußerer Politik feststellen wollte, nicht als unversöhnlich an; er wisse zwar nicht, wie seine ehrlich gemeinten Versöhnungsversuche aufgenommen würden, hoffe aber, daß ihm auch dazu Treitschkes Mitarbeit nicht fehlen werde. „Unsre Hoffnung,“ schreibt Treitschke unmittelbar vor den Entscheidungsschlachten in Böhmen an Freitag,

„ruht allein auf dem Heere; zwei gewonnene Schlachten werden hoffentlich beiden Parteien zur Besinnung verhelfen.“ Der Freund billigt den Entschluß Treitschkes, den preußischen Antrag abzulehnen, äußert hohe Freude, daß sie beide „zusammen wieder in ein Fahrwasser gekommen sind“, sieht aber untröstlich der nächsten Zukunft entgegen, denn das preußische Heer werde keine Rettung bringen. „Das Material ist gut, aber Sie haben keine Ahnung, wie es oben aussieht.“

Doch Treitschke hatte schärfer gesehen. Wenige Wochen später brauste um ihn in Berlin unbeschreiblicher Jubel, und alle Häuser prangten im Flaggenschmuck zu Ehren der in Böhmen errungenen Siege. Von dem Augenblick, da Baden entschieden ins österreichische oder, wie Treitschke es zu nennen pflegt, ins Rheinbundlager übergang, war seines Bleibens nicht mehr „in Feindesland“. Unbedenklich verzichtete er auf ehrenvolles Amt und sicheres Brot, obwohl ihm beides gerade damals wertvoll erscheinen mußte. „Was mir diese Wochen ganz besonders hart machte und jeden radikalen Entschluß sehr erschwerte, will ich Ihnen, aber nur Ihnen gestehen: am 18. Juni, unmittelbar bevor ich meine Entlassung nahm, habe ich mich verlobt.“ „Das war eine sehr frohe Nachricht,“ erwiderte Freitag, „jetzt kämpfen also die preußischen Waffen auch für das Glück Ihres Hauses, und eine gute Fügung will, daß der Krieg, der so viel stilles Glück zerstört, Ihnen ein neues schafft.“ Die politische Lage aber sei, da ja durch die preußischen Erfolge die Abneigung der übrigen deutschen Stämme nur gesteigert worden sei, noch schwieriger denn vorher. „Jetzt hat Bismarckchen Gelegenheit zu zeigen, wie seine diplomatische Arbeit in schwerer Zeit ist.“

Doch der in den weitesten Volkskreisen gehaßte, von den „gebildeten“ Politikern verspottete Staatsmann zeigte auch wirklich mit verblüffender Wucht, daß er sein Handwerk verstehe, und damit war für Treitschke das letzte Bedenken, zu Bismarcks Banner zu schwören, geschwunden. Jeder Vernünftige, meint er, müsse jetzt wissen, was Deutschland einzig und allein fromme, und müsse es

als Schande empfinden, daß das Volk der Kleinstaaten so stumpf und dumpf der gewaltigen Zeit zuschaue.

Da jetzt zweifellos eine Zeit anbrechen werde, „wo die Debatte wieder etwas bedeutet und die Publizistik nicht bloß von Handwerkern gehandhabt werden darf,“ sagte Treitschke dem Katheder Valet und trat in die Redaktion der „Preussischen Jahrbücher“ ein.

Seitdem erschienen in dieser Zeitschrift, später auch in den „Grenzboten“ aus Treitschkes Feder überaus zahlreiche Abhandlungen über die mannigfaltigsten Fragen der Gesellschaftswissenschaft und der Geschichte. In allen offenbart sich der Schwung einer großen Seele und gibt ihnen ihr Gepräge. Gleichwohl sind sie ebenso klar in den Gedanken, wie im Ausdruck. Er schreibt immer lebendig und, wenn es ihm nötig erscheint, malerisch; doch ist er niemals auf Kosten der Wahrheit dramatisch und anschaulich. Er will seinen Leser fesseln, nicht blenden.

Insgemein schreibt man, um gelesen zu werden, allein es fehlte nicht an Junftgelehrten, die es Treitschke nicht verzeihen konnten, daß er vor dem Publikum Achtung zeigte, daß er sich auch von künstlerischen Rücksichten leiten ließ. Er gab sich selbst darüber keiner Täuschung hin. „Mit den rechten Junftgelehrten,“ schreibt er 1865 an Freytag, „werde ich niemals auf guten Fuß gefangen!“ Seinem Lehrer Dahlmann war er für die empfangenen Anregungen innig dankbar; mit Ranke, Sybel und anderen Autoritäten verband ihn aufrichtige, wechselseitige Hochachtung, doch, wie gesagt, nicht wenige Gelehrte wurden durch den glänzenden Stil, wohl auch durch Treitschkes Geringschätzung der seminaristischen Schulung verstimmt. Es erinnert mich an ein Scherzwort Karl Hillebrands. Wenn heute ein Thukydides vors Publikum träte, meint er, würde zweifellos ein Privatdozent aus Göttingen oder Leipzig dem unglücklichen Historiker, der nicht aus Waitz'schem Seminar hervorgegangen, in irgend einem litterarischen Centralblatt seinen Mangel an Methode alsbald gründlich auseinandersetzen. . . . Treitschke seinerseits machte sich über die Historiker lustig, die nur, was mit Paläographie oder mit einer anderen

Hilfswissenschaft verbunden ist, als „eigentliche“ Wissenschaft, da- gegen die Krone der Geschichtswissenschaft, die Darstellung, einzig als angenehme Unterhaltung gelten lassen. Er spottete und lachte, und doch wird er es als schmerzliche Beleidigung empfunden haben, daß ihm die Berliner Akademie fast bis an sein Lebensende verschlossen blieb und zwar mit der Begründung, daß er nur ein „geistreicher Publizist“ sei!

Nur ein geistreicher Publizist! Daß in den Essays ernsteste und verdienstvollste Denkarbeit enthalten sei, konnte schließlich niemand mehr leugnen. Doch Schlagwörter, wahr oder falsch, haben zähes Leben, wie die Sprichwörter, die ja größtenteils auch nur halbe Wahrheiten enthalten. Auch als Treitschke die Nation mit einem standard work beschenkte, dem nichts Ebenbürtiges an die Seite gestellt werden kann, wurde da und dort fortgefahren, zu rufen: „Ein Politiker, kein Historiker!“ —

Die „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ wurde während der Arbeit etwas ganz anderes, als es der Verfasser beabsichtigt hatte. 1860 griff der Sechszundzwanzigjährige einen Stoff auf, den schon sein Lehrer Dahlmann ins Auge gefaßt hatte. In den Aphorismen Dahlmanns heißt es: „Wie wär's? Ein Buch vom deutschen Hader und deutscher Eintracht?“ Dahlmann wollte die Reformationszeit als Ausgangspunkt nehmen. Treitschke zog Beschränkung auf die Zeit des deutschen Bundes vor. Es war ihm in erster Reihe um eine politische Arbeit mit bestimmter Tendenz zu thun. Er wollte, wie er am 21. April 1861 an Regidi schrieb, „den Stumpfen und Gedankenlosen handgreiflich zeigen, in welcher erbärmlicher Kleinlichkeit, welcher sündhafter Vergeudung köstlichster Kräfte dies große Volk dahinlebte!“ „Wäre es mir um wissenschaftlichen Ruhm zu thun,“ schrieb er an Franzius, „wahrlich, ich wählte ein anziehenderes, bereits klarer durchforschtes Thema, aber ich weiß, kaum ein andres historisches Werk ist für die Aufklärung des großen Publikums notwendiger.“

In München, wohin ihn die reichen Schätze der Staatsbibliothek lockten, wurden die ersten Vorstudien gemacht. Im Früh-

jahr 1861 bezog er eine Stube in der Barerstraße, von wo aus er „meilenweit die Ffarmoose überblicken“ konnte. Begreiflicherweise reizte ihn die süddeutsche Selbstgenügsamkeit zu hellem Zorn. Übrigens klangen seine Vorwürfe genau so wie das Lamento, das man unsrerseits gegen die Norddeutschen anstimmte. In seinen Augen waren die Schwaben „die Dünkelhaften, die sich Mann für Mann für die eigentlichen Deutschen halten und den Norden für ein halbbarbarisches Land“. Er vermißte den Staatsgedanken, das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Erst wenn darin Wandel geschaffen sei, würden diese häßlichen Züge der Süddeutschen verschwinden. „Es sind trotz alledem herrliche Menschen, und ich habe sie herzlich lieb gewonnen!“ Auch am bayerischen Schlag fand er immer mehr gute Seiten. „Ich fühle mich unter den verschrieenen Altbayern ganz heimisch!“ Eine Fahrt in die nahen Berge versetzt ihn in Entzücken. Ein Besuch des Münchner Friedhofs am Allerseelestage dünkt ihm „das Schönste und Herrlichste, was von katholischen Bräuchen zu sehen“.

Nachdem in München die Litteratur durchgearbeitet war, wurde das Karlsruher Archiv ausgebeutet. Den reichsten Stoff bot das Berliner Staatsarchiv, dessen unbefchränkte Benützung dem Forscher durch einen eigenhändigen Brief Bismarcks gestattet wurde.

Über den Umfang an Zeit und Mühe, den die „Geschichte des deutschen Bundes“ beanspruchen werde, täuschte sich der Autor gründlich. „Diese deutsche Geschichte,“ schrieb er am 13. November 1864 an Freytag, „wird mir noch mehrere (!) Jahre rauben. Wüßte ich nicht gewiß, daß die Geschichte des deutschen Bundes geschrieben werden muß und großen Nutzen stiften kann: ich wählte jede andere Arbeit lieber als diese, die aller Größe, alles ästhetischen Reizes bar ist. Endlich wird aber doch die Zeit kommen, wo auch diese Arbeit überstanden ist und ich mich Aufgaben zuwenden kann, die dem Herzen wohlthun. Einstweilen lese ich im Tacitus und studiere den Ton, welcher dem Erzähler schmählicher Dinge geziemt.“

Das Sammeln und Sichten des historischen Materials und

seine Verarbeitung ist Kopfarbeit, aber ebenso mühselige, mannigfaltige und langwierige, wie die „Förderung“, „Aufbereitung“ und das „Zugutmachen“ der Erze.

Die Frucht dieser Arbeit wurde nun ein ganz Andres, als beabsichtigt gewesen war, wurde ein jedermann verständliches, aber streng wissenschaftliches Werk, auf ernstestem Quellenstudium beruhend. Wissenschaftlichkeit schließt warmen Herzschlag nicht aus. Allerdings, die Objektivität, womit ein Ranke die Weltentwicklung verfolgt, und das gleichmäßige, ich möchte sagen, ästhetische Behagen, mit dem Ranke jedes Volk und jedes Jahrhundert betrachtet, fehlen Treitschke gänzlich. Mit olympischer Ruhe die weltlichen Bestrebungen und Irrungen, das Wohl und Weh der Völker vorzutragen, war ihm nicht gegeben. Er hielt mit seiner entgegengesetzten Ansicht über Geschichtschreibung nicht hinterm Berge. „Sene blutlose Objektivität, die gar nicht sagt, auf welcher Seite der Darstellende mit seinem Herzen steht, ist das gerade Gegenteil des echten historischen Stils. Alle großen Historiker haben ihre Parteilichkeit offen bekannt.“ Er hielt es lieber mit der „tugendhaftigen, unerschrockenen Mutzameit“, die Ulrich von Hutten einem Ahnherrn der Mutter Treitschkes, dem „Ritterhäuptling“ Franz von Sickingen, nachrühmte: „Und wünsch' dir damit, nicht als wir oft unsern Freunden pflegen, eine fröhliche, sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitame Geschäft, darin du vielen Menschen zu gut dein stolzes, heldisch Gemüt brauchen und üben mögest.“ Wie Tacitus seine Schrift über Germanien mit ausgeprägter Absicht auf seine Römer verfaßte, schrieb Treitschke seine Deutsche Geschichte mit einer sehr bestimmten Tendenz für seine Deutschen. Er ist nicht Kosmopolit, sondern Deutscher. „Es ist,“ sagt Hermann Grimm, „als klänge aus seiner Erzählung der deutsche Marsch heraus, nach dem das deutsche Volk marschiert.“ Alles, was ihm undeutsch erscheint, bekämpft er ohne Nachsicht. Er ist eine aus höheren Rücksichten rücksichtslose Natur. Wer Vaterlandsliebe und deutsches Pflichtgefühl vermissen läßt, wird mit Peitschenhieben verfolgt; dagegen hat, wer zur Förderung der deutschen Macht und

Einigkeit sein Scherflein beigetragen hat, auf liebevolles Verständnis zu zählen. Erst durch Treitschkes gewissenhafte Durchforschung eines ungeheuren Aktenmaterials erhalten wir genauere Kenntnis von den vielen selbstthätigen, ihrer patriotischen Pflicht bewußten Beamten, die nicht, wie die Helden der Befreiungskämpfe, im Liede leben.

Insbepondere die Erzählung vom Werden und Wachsen des Zollvereins ist ein Meisterstück. Immer dem deutschen Volke, keiner Partei zu Ehren schreibt er. Zeigen will er, „wie Deutschlands Einheit gewiß nicht durch den Liberalismus, doch ebenso gewiß nicht ohne ihn möglich wurde, wie bald die Kronen, bald die Opposition das nationale Leben gehemmt oder gefördert haben.“ Die Darstellung von Friedrich Wilhelms IV. Glück und Ende im fünften, leider letzten Bande wirkt bei aller Verstandesschärfe, bei aller Herbeheit des Urteils erschütternd. Wie Treitschke die Zeit der neuen Aussaat und köstlichen Ernte geschildert haben würde, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, läßt seine Jubiläumssrede auf den König und Kaiser Wilhelm I. ahnen.

Von Band zu Band steigerte sich die Teilnahme für das große Werk. Daß es ein Triumph historischer Kunst sei, fühlte jeder, erkannte jeder an. Niemals die Genialität des Verfassers, wohl aber seine Urteile wurden bemängelt. Und es ist wahr: In der Überzeugung, das Beste des großen Ganzen zu wollen, im leidenschaftlichen Drang, ohne Furcht und ohne Rückhalt seine Meinung zu sagen, hat Treitschke nicht nur fromme Legenden zerstört, sondern auch manchem braven Manne, namentlich im deutschen Süden, ans Herz gegriffen. Ihm selbst entging nicht, daß sein Urteil durch leidenschaftliche Gemütsart allzusehr beeinflusst werde. „Mein Blut ist leider zu heiß für einen Historiker,“ schrieb er 1882 an Sybel, „aber wie die Darstellung im zweiten Bande schon ruhiger ist, als im ersten, so denke ich auch fernerhin an mir selbst zu arbeiten, fleißig im Thukydides zu lesen und allmählich mehr in den historischen Stil hineinzukommen.“

Auch für einen der wärmsten Bewunderer und feinsinnigsten

Kritiker Treitschkes, Paul Baillet, ist die Gerechtigkeit mancher Urteile zweifelhaft. Jedenfalls ging aber Heinrich Baumgarten im Tadel viel zu weit. Er findet nur schiefe Urteile und unwahre Darstellung; höchstens als „Wahrheit und Dichtung“ verdiene die Deutsche Geschichte gelesen zu werden.

Solch ein Verdammungsurteil über die Arbeit eines Lebens hätte vom Richter weit besser begründet werden müssen. Daß dem Verfasser eines Riesenwerkes da und dort ein sachlicher Irrtum nachgewiesen wird, kann nicht allzu schwer zu seinen Ungunsten ins Gewicht fallen. Für Kritik der Urteile aber sind Vorsicht und Mäßigung ganz besonders geboten. Über manche Behauptung Baumgartens läßt sich auch wieder streiten, andere sind schon von Treitschke selbst in einer ernstesten und würdigen Entgegnung widerlegt worden. „Den Gegensatz der deutschen Politik Österreichs und Preußens scharf zu beleuchten,“ sagt er, „erscheint mir nicht nur als eine wissenschaftliche Pflicht der historischen Gerechtigkeit, sondern auch als eine politische Pflicht gegen die Nation.“ Ein Historiker, der sich die Aufgabe gestellt habe, die Geschichtszwänge der liberalisierenden Gervinus'schen Schule zu zerstören, müsse auf leidenschaftliche Bekämpfung gefaßt sein; es erheische mehr Mut, liberale Dogmen zu bekämpfen, als der preussischen Regierung alle früheren Mißerfolge der deutschen Entwicklung aufzubürden.

Wochte er auch die Angriffe erwartet haben, schmerzlich fühlte er sie doch. „Die Frage mag Ihnen sonderbar erscheinen,“ schrieb er am 24. Januar 1883 an mich, „aber Sie werden sie dem schmerzlich bewegten, älteren Kollegen zu gute halten. Glauben auch Sie, daß ich mich in der Darstellung der bayerischen Verhältnisse in meinem zweiten Bande einer ungerechten Beurteilung schuldig gemacht habe? Ja oder Nein?“

So schroff gestellt, läßt sich die Frage weder mit Ja noch Nein beantworten. Ich erwiderte ihm also, daß ich seiner Auffassung und Darstellung nicht in allem beipflichte, ohne deshalb an seinem besten Willen, wahr und gerecht zu sein, zu zweifeln. Zwischen Nord- und Süddeutschen, meinte ich, würde in manchen

Punkten eine Einigung überhaupt unmöglich sein. Darauf erwiderte Treitschke (2. Februar 1883): „Die Meinungsverschiedenheit, deren Sie in Ihrem Briefe gedenken, ist doch nicht so sehr groß. Ich bin ja nur politisch ein Preuße; menschlich fühle ich mich in Süd- und Mitteldeutschland heimischer, als im Norden; fast alle meine liebsten Erinnerungen haften an Oberdeutschland; meine Frau ist vom Bodensee, und meine in der Pfalz geborenen Töchter gelten hier als Süddeutsche. Ich hoffe, Sie werden nicht zu denen gehören, die sich durch Baumgartens Gefäßigkeit ihr Urteil trüben lassen. Nach meiner Meinung besteht die historische Objektivität darin, daß man das Große groß, das Kleine klein behandelt. Es war meine Pflicht, zu zeigen, daß der alte preußische Absolutismus noch nach 1815 Großes und Gutes geschaffen hat und das süddeutsche konstitutionelle Leben erst schwere Lehrjahre durchmachen mußte, bevor es sich abklärte. Wenn diese unbestreitbaren Thatsachen der heutigen liberalen Fraktionspolitik unbequem sind, so darf ich sie doch darum nicht verschweigen oder verhüllen. Wie Sie auch darüber denken mögen, norddeutsche Vorurteile werden Sie in meinem Buche hoffentlich nicht finden. In meinen Augen war umgekehrt gerade Baumgarten immer die Verkörperung des häßlichsten Fehlers der Norddeutschen, der gallingen Krittellei, und es mutet mich fast spaßhaft an, daß er sich zum Anwalt der Süddeutschen aufwirft, während ich aus dem Süden beharrlich zustimmende Berichte erhalte.“

Ein kritikloser Lobgesang ist von mir nicht beabsichtigt. Ich lege den Finger auf die wunde Stelle. Auch jene Briefe Treitschkes haben mir nur aufs neue die Gerechtigkeitsliebe des großen Historikers in hellstem Lichte gezeigt, haben mich aber nicht von der Gerechtigkeit aller Urteile überzeugt. Sehr viele Österreicher und andere Süddeutsche werden verschiedene schroffe, einseitige Aussprüche niemals verzeihen. Ich zwar stimme Bruno Gebhardt bei, Treitschke schreibe so schön, so herrlich, daß man auch seine Ausfälle nicht mit Widerwillen, sondern mit Humor liest. Leider jedoch ist sehr vielen Menschen der Humor versagt.

Und so bewiese uns denn gerade das schönste Buch über die Deutschen aufs neue das deutsche Leid, daß wir zwar heute ein Bundesstaat sind, aber kein Freundesbund? Doch wenn ich den Haß sehe, den das ganze Ausland dem jungen Reich so herzlich entgegenbringt, wenn ich der lauten Drohungen der Nachbarn und der heimlichen Lockungen der Vaterlandslosen gedenke, an die Wetter denke, die uns die bewölkte Zukunft birgt, so wird mir klar, daß die strengen Mahnworte Treitschkes für uns Deutsche nur allzusehr von nöten waren, — durchdringt mich aber auch der feste Glaube, daß ein Heinrich von Treitschke nicht umsonst gelebt hat, und die zuversichtliche Hoffnung, daß wir, vielleicht erst durch neue Kämpfe und Gefahren geläutert, ein Volk von Brüdern sein werden.

Ihn aber, den ungestümen, zuweilen ungerechten Freund entschuldigt Vieles. Abgesehen davon, daß in den späteren Bänden viel ruhiger über Wien und München geurteilt wird, darf eins nicht vergessen werden. Als ich mir in dem erwähnten Briefe erlaubte, ihm vorzuhalten, daß er bei seiner Deutschen Geschichte fast ausschließlich das preußische Staatsarchiv, d. i. die Berichte der preußischen Gesandten benütze, was notwendigerweise eine einseitige Beurteilung außerpreußischer Verhältnisse zur Folge haben müsse, erwiderte Treitschke, auch er könne nur bedauern, daß man sich in den süddeutschen Residenzen noch nicht zu dem wahrhaft liberalen Standpunkt aufgeschwungen habe, auch die Kabinettpapiere der neuesten Zeit der Forschung freizugeben.¹⁾ Da hat nun freilich Treitschke recht, und mindestens die süddeutschen Regierungen müssen ihm „mildernde Umstände“ zugestehen.

Eine gewisse Schroffheit und Einseitigkeit läßt sich auch aus einem unseligen, seit seiner Jugendzeit auf ihm lastenden Mißgeschick erklären: er war taub. Von einer Masernkrankheit war dem kräf-

¹⁾ Der Vorwurf ist erfreulicher Weise durch die jüngste Instruktion des k. geh. Staatsarchivs in München hinfällig geworden. Auch in Karlsruhe und Stuttgart ist die Archivbenützung in liberalster Weise geregelt.

tigen Knaben ein Gehörleiden zurückgeblieben. Es blieb unheilbar. Der Genuß lebendiger Wechselrede war dem jungen Manne ver= kummert, dem Altern den gänzlich versagt. Mitten im „wild= bewegten Schauspiel des Lebens“ blieb er ein Einsamer.

Freilich, ein Trost und kein geringer war es, daß er seine Lehrthätigkeit nicht aufzugeben brauchte. Nachdem er schon mehrere Jahre in Kiel und Heidelberg als Professor gewirkt hatte, eröffnete ihm 1874 die Berufung an die Berliner Hochschule ein noch günstigeres Feld.

Welch ein Lehrer! Durch seine hinreißende Beredsamkeit in den Vorlesungen über Politik und deutsche Geschichte hat er viele tausend Jünglinge fürs Vaterland begeistert und jenen Spöttern, die mit dem Auge Zarathustras verächtlich auf den „wartburg= haften Couleuropatriotismus“ herabblickten, tapfer abgerungen. Auch sein Lieblingswunsch, ins Parlament gewählt zu werden, ging in Erfüllung, indes war ihm im Reichstag nicht nur sein körper= liches Gebrechen hinderlich, sondern auch sein idealer Schwung. Unbeugsamkeit läßt man am Parlamentarier nur als Tugend, nicht als wünschenswerten Vorzug gelten. Wie schmerzlich mußte den begeisterten Patrioten die düstere Wandlung der sozialen Zustände im Vaterlande berühren! Auch an den Gesinnungsgenossen verdroß ihn die Gleichgültigkeit gegen gemeinsame Pflichten, die Jagd nach dem Mammon. Grollend wandte er Utilitariern und Utopisten den Rücken und vertiefte sich um so eifriger in sein wissenschaft= liches Unternehmen. Doch ach, trotz unermüdlichem Fleiße war das Werk, das er einst in drei Jahren fertig zu stellen gehofft hatte, nach dreißigjähriger Arbeit noch Stückwerk!

Leider sollten noch dunklere Wolken den Lebensabend des großen Mannes verdüstern. Schwere Schicksalsschläge in der Familie trafen ihn. Sein einziger, vielversprechender Sohn starb eines jähen Todes. Die treue Gattin verfiel hoffnungslos einer Gemüthskrankheit.

Noch konnte sich der Tiefgebeugte an die Arbeit klammern, — da raubte ihn ein schweres Augenleiden auch diesen Trost. Er

mußte sein großes Lebenswerk unvollendet, das „andere“ Werk, von dem er mit Vorliebe sprach und in dem er die ganze Erfahrung seines Lebens widerlegen wollte, das Buch über „Politik“, ungeschrieben lassen.

Was er uns aber gegeben, das literarische Vermächtnis Treitschkes an die deutsche Nation ist nichts desto weniger ein unerschöpflicher Schatz. Getrost darf ich Sie, meine jungen Freunde, zum Studium dieser Werke ermuntern. Zumal wir Süddeutschen können aus der deutschen Geschichte vor allem die Lehre ziehen, daß im bürgerlichen, wie im Staatenleben die energischen Naturen immer die siegreichen sind! Willensstark und rastlos thätig sein und doch der Begeisterung fähig bleiben, das sei unsre Lebensweisheit. Heinrich von Treitschke gab die Beispiele und war selbst ein Beispiel.

Wenn er heute noch unter uns weilte: kein Leid, kein Mißverständnis, keine traurige Erfahrung würde die heilige Flamme in ihm ersticken. Eindringlicher denn je würde er „predigen und sprechen“ für Kaiser und Reich.

Es darf für uns kein Zurück geben, so würde er uns zurufen, also müssen wir vorwärts, und wenn die Nachbarstaaten uns friedlichen Aufschwung nicht gönnen, dann Waffen her, Schiffe her! Kultur war vor dem Staat, doch die Kultur eines Volkes, das nicht eines Tages vom stärkeren Nachbar erst gedemütigt, bald geknebelt sein will, muß nicht nur eine Schule guter Sitte und schöner Künste sein, sondern auch die beste Waffenschmiede!